

Familie Abu Khater

Nor Abu Khater ist Mutter von drei Kindern. Sie hatte ein Haus in Chan Yunis, jetzt liegt es in Trümmern, Vater und Cousine sind tot. Protokoll eines Kriegsjahres in Gaza.

Samstagfrüh, 7. Oktober 2023. Tausende Hamas-Terroristen stürmen die Grenzanlagen nach Israel. Sie massakrieren, entführen Geiseln in den Gazastreifen. Und Nor Abu Khater tut, was sie immer frühmorgens tut: Frühstück für die Kinder zubereiten und den an Prostatakrebs erkrankten Vater pflegen.

Nor Abu Khater ist zu Hause in Chan Yunis, der Stadt im Süden des Gazastreifens. Sie ahnt nichts von den Gräueln an jenem Tag – bis die Nachrichten die Runde machen und die ersten Menschen in den Straßen ihrer Stadt das Blutbad feiern, den großen Schlag gegen den Erzfeind Israel. Da weiß sie, dass es Krieg gibt, wieder einmal Krieg.

„Wir haben doch nichts damit zu tun“, sagt sie ein paar Tage später am Telefon. „Wir können doch nichts dafür.“

Nor Abu Khater ist 42 Jahre alt, eine palästinensische Mutter von drei Kindern, mit denen sie getrennt von ihrem Mann im Haus der Eltern lebt. Kais, der Älteste, ist 18 Jahre alt. Als er klein war, wollte er Pilot werden, ausgerechnet. Die einzigen Flugzeuge am Himmel über Gaza sind die Kampffjets der israelischen Armee. Haya, die Tochter, 15 Jahre alt, malt gern. Beim letzten Besuch, im Sommer vor dem Krieg, hat sie einem als Geschenk ein Bild gemalt mit bunten Fischen, die in einer Glaskugel schwimmen. Auch Lara, mit zehn Jahren die Kleinste, hat ein Blatt bemalt mit einem Zaun, hinter dem sich eine Berglandschaft erstreckt, darüber die Sonne, umkreist von Vögeln.

Fische, Berge, Flugzeuge, davon träumen diese Kinder im Gazastreifen, die nichts anderes kennen als Krieg. Auch Nor, die Mutter, hat einen Traum. Einen Fluchtpunkt für ihre Sehnsucht: Deutschland, genauer gesagt Münster, 3000 Kilometer entfernt von Chan Yunis. Jeden Tag denkt sie an Münster, dort ist sie aufgewachsen. Sieben Jahre war sie alt, als die Familie 1990 von Chan Yunis aus dorthin flüchtete. Neun Jahre ist sie in Münster in die Schule gegangen. Und als die Eltern 1999, als es noch Hoffnung auf Frieden im Nahen Osten gab, die Entscheidung trafen, mit einer von der Bundesregierung ausgelobten Rückkehrprämie wieder heimzukehren in den Gazastreifen, da sprach sie besser Deutsch als Arabisch.

Vor 13 Jahren, im Dezember 2011, hat die SZ zum ersten Mal über Nor Abu Khater geschrieben. Gestrandet in Gaza, gefangen im falschen Leben. Es war eine dieser Recherchen, bei denen man sich angefreundet hat. Seither steht ein Besuch bei der Familie Abu Khater in Chan Yunis auf dem Programm bei jeder Reise nach Gaza, in diesem Haus, das mit dem deutschen Rückkehrer-Geld gebaut wurde. Unverputzt ist es bis heute geblieben, für teure Möbel fehlte stets das Geld. Aber der Garten war ein kleines Paradies, bunt bepflanzt von einem der Brüder, der dort auch Tauben züchtete.

Unzählige Male haben wir zusammen auf den zum Sitzen und zum Schlafen ausgelegten Matten im Wohnzimmer gesessen. Nor war stets gehüllt in einen langen Mantel, mit strengem Kopftuch. Immer saßen ihr Vater oder einer der Brüder mit im Raum, das gehört sich so, und die Mutter war in der Küche damit beschäftigt, den Gast mit Köstlichkeiten zu bewirten. Gefüllte Weinblätter sind ihre Spezialität.

Nor war immer froh, endlich wieder Deutsch zu sprechen. Die Sätze sprudelten nur so aus ihr heraus. Was in Deutschland los ist, wollte sie wissen. Was ihr in Gaza passierte, hat sie erzählt, und selbst bei schlimmen, traurigen Geschichten hat sie versucht zu lächeln. Wir saßen in diesem Wohnzimmer, wenn längere Phasen der Ruhe ein wenig Hoffnung auf ein besseres Leben genährt haben. Und auch, wenn draußen die Bomben fielen, wie im Krieg von 2014.

„So einen Krieg haben wir hier noch nie erlebt“, sagte Nor Abu Khater damals voller Entsetzen, mit der kleinen Lara im Arm, die gerade zweieinhalb Monate alt war. „Ich habe die Toten nicht mehr gezählt. Meine Mutter sagt, wahrscheinlich kommen wir morgen oder übermorgen dran.“ Fünfzig endlose Tage hatte dieser Waffengang 2014 gedauert, 2000 Palästinenser wurden getötet.

Aber was ist das im Vergleich zu heute, wo der Krieg schon ein Jahr lang tobt ohne Aussicht auf ein Ende, wo alles verwüstet ist und fast jeder der 2,3 Millionen Bewohner von Gaza auf der Flucht, wo inzwischen mehr als 41000 Menschen ihr Leben verloren haben, darunter viele Frauen und Kinder?

2014 war der Gazastreifen während des gesamten Kriegs offen gewesen für Reporter, die eine Pressekarte der israelischen Regierung vorweisen konnten. Man konnte die Angriffe erleben, ihre Folgen sehen. Man konnte die Familie Abu Khater in Chan Yunis besuchen. Heute ist der Gazastreifen für internationale Medienvertreter gesperrt. Niemand kann aus dem Kriegsgebiet direkt berichten, niemand kann die Menschen dort besuchen. Was bleibt, sind Telefongespräche und Textnachrichten, die sich meistens, so wie hier, nur um ein Thema drehen: um Sorgen, Not und Ängste.

„Liebe Nor, ich mach mir große Sorgen, meld Dich doch mal, wenn es irgendwie geht.“

„Hallo lieber Peter, es hat diesmal wieder lange gedauert, bis ich Internet finden konnte, und es ging uns gesundheitlich überhaupt nicht gut, aber jetzt geht's wieder besser.“

Das ganze Jahr des Krieges über ist die SZ in Verbindung gewesen mit Nor Abu Khater, so oft und so eng es ging. Am Anfang meist per Telefon, da konnte man noch anrufen unter ihrer Handynummer mit der palästinensischen Vorwahl +970, und sie ging ran.

Dann wurde es schwieriger zu reden, das Handynetz wurde immer wieder abgeschaltet oder beschädigt, der Strom zum Aufladen der Telefone wurde knapp. Was blieb, waren Whatsapp-Nachrichten, in denen sie über die neuesten Wendungen schrieb, die nächsten Katastrophen.

„Ich bin am Ende, Peter, ich kann wirklich nicht mehr mit ansehen, wie meine Kinder leiden.“

„Jetzt ist eine wirklich schlimme Zeit, danach wird es besser, das weiß ich. Halt durch, bitte.“

Was soll man schreiben außer guten Wünschen und Durchhalteparolen? Und über was kann sie berichten außer über das Leiden? So hat sich im Laufe

eines Jahres dieser Chat zu einem Protokoll des Grauens in Gaza verdichtet.

In den Telefonaten zu Beginn des Kriegs erzählt Nor Abu Khater von den Einschlägen der Bomben und Raketen, die sich nicht mehr wie Explosionen anfühlten, sondern „wie ein Erdbeben“. Berichten zufolge hat Israels Luftwaffe Bomben mit einer Sprengladung von bis zu 1000 Kilogramm über dem dicht besiedelten Gazastreifen abgeworfen.

Nor klagt über die hohen Preise für Lebensmittel, die sich kaum noch einer leisten könne im Gazastreifen, Tomaten oder Pita-Brot kosten plötzlich das Zehn- oder Zwanzigfache – und bald schon gibt es auch das kaum noch auf den Märkten.

Sie erzählt von ihrer stundenlangen Suche nach Lebensmitteln und auch davon, dass Hilfskonvois immer wieder von bewaffneten Banden geplündert werden, sobald sie in den Gazastreifen einrollen. Als Frau steht sie hilflos daneben, wenn sich Stärkere im Überlebenskampf um die Hilfsgüter balgen. Die Folge für sie und ihre Kinder: Sie leiden Hunger. Ein einzelnes, trockenes Pita-Brot müsse manchmal für den ganzen Tag reichen, erzählt sie in einem der letzten Telefonate zu Jahresbeginn. Der Sohn Kais, normalerweise von kräftiger Statur, habe seit Kriegsbeginn 15 Kilogramm abgenommen.

Israels Regierung behindert, als Druckmittel im Krieg und in der Geiselfrage, immer wieder die Einfuhr der dringend benötigten Lebensmittel. In dieser Regierung sitzen Leute wie Finanzminister Bezalel Smotrich, der jüngst sagte, es sei „gerechtfertigt und moralisch“, wenn zwei Millionen Zivilisten in Gaza den Hungertod sterben würden.

Zuletzt telefoniert haben wir Ende Februar. Da tobte der Krieg schon fast fünf Monate, und ihre Stimme klang ängstlich, deprimiert, verzweifelt. Danach blieb die Leitung meist tot oder es verwies eine arabische Ansage darauf, dass der Teilnehmer am anderen Ende nicht erreichbar ist.

Whatsapp-Nachrichten sind das, was bleibt. Doch auch Whatsapp ist ein schwieriger Kommunikationskanal. Fragen danach, wie es allen in der Familie geht, bleiben oft tagelang, später sogar wochenlang unbeantwortet. Ein durchgängiges Bild darüber, was alles passiert, lässt sich so nicht zeichnen. Es sind nur Fragmente. Wenn das Internet ausfällt, steht neben der neuesten Chatnachricht quälend lange nur ein einzelnes graues Häkchen, weil sie nicht zugestellt werden konnte. Dann weiß man, dass es ihnen nicht gut geht. Mehr weiß man nicht. Nicht einmal, ob sie noch leben.

Der Umstieg auf Whatsapp begann schon im November. Am 4. November 2023 schreibt Nor Abu Khater noch: „Die Verbindung ist schwach. Uns geht’s Gott sei Dank gut, nur das Problem mit meinem Vater wegen der Blutspende, die er braucht, haben wir bis heute nicht gelöst.“ *(Anm. der Red.: Die auf Deutsch geschriebenen Chats wurden für diesen Artikel in einigen Fällen orthografisch und grammatikalisch korrigiert.)*

Der Krieg wird zu diesem Zeitpunkt längst schon nicht mehr nur aus der Luft geführt. Seit Ende Oktober sind in großer Zahl auch israelische Bodentruppen im Einsatz, zunächst noch vorrangig im Norden des Gazastreifens. Chan Yunis liegt im Süden, eine immer schon lebhaft bis chaotische Stadt, mit Hamas-Bannern an jeder Straßenecke, mit einer gen Himmel gerichteten Raketenattrappe als Kunstobjekt im Kreisverkehr und vielen schrottigen Autos, die sich in den überfüllten Straßen um Eselskarren herumschlängeln müssen. Nun wird dieser Moloch geflutet von Flüchtlingen aus den Kampfzonen im Norden.

Ein Vorrücken der israelischen Truppen auch auf Chan Yunis ist da nur mehr eine Frage der Zeit. Die Stadt ist eine Hochburg der Hamas und dazu noch die Heimat des Anführers Jahia Sinwar, dessen Versteck die Israelis hier in einem der unterirdischen Tunnel vermuten. Anfang Dezember 2023 dann ist es so weit: Israelische Bodentruppen rücken auf das Zentrum von Chan Yunis vor.

„Mir geht's einfach grauenhaft. Wir mussten vor einer Woche unser Gebiet verlassen und in Richtung Rafah an der Grenze zu Ägypten gehen. Ich konnte nicht mal mit meinen Geschwistern und der Familie flüchten, jeder ist seinen Weg gegangen, und das Schlimmste ist, dass ich mich nicht von Papa verabschieden konnte. Wir haben ihn bei der Frau meines Bruders im Krankenhaus in die Intensivstation getan, weil es ihm gar nicht gut ging und er eine Blutspende brauchte, was er nicht gekriegt hat und deswegen leider starb.“ (11. Dezember)

Man stirbt nicht nur durch Bomben in diesem Krieg im Gazastreifen.

Die Gesundheitsversorgung ist früh schon zusammengebrochen. Die Vereinten Nationen stellen bereits Anfang November fest, dass zwei Drittel der Einrichtungen für die medizinische Grundversorgung und die Hälfte aller Krankenhäuser nicht mehr funktionsfähig sind. Sie wurden zum Ziel israelischer Angriffe, weil die Armee dort Kommandozentralen und Kampfstellungen der Hamas vermutet.

Als Beweis präsentiert Israels Militär immer wieder seine Funde aus den Kliniken: Waffen und weitverzweigte Tunnelsysteme. Weltweit für Aufsehen sorgte der Sturm auf das Al-Schifa-Krankenhaus in Gaza-Stadt im November. Aber auch das Nasser-Krankenhaus in Chan Yunis, in dem der Vater von Nor Abu Khater bei der Flucht zurückgelassen werden musste, wird zur Kampfzone.

„Es tut mir unendlich leid, dass ich ihm nicht helfen konnte, und das letzte Wort, was er mir sagte, war, dass er Angst hat, dass ihn keiner begraben wird. Uns wurde gesagt, dass er begraben wurde, aber wo, das weiß ich nicht. Das tut meinem Herz so weh, wenn ich daran denke.“

Bis heute haben sie kein Grab gefunden.

Nach der ersten Flucht im Dezember wird es lange dauern, bis Nor Abu Khater mit ihren Kindern wieder ins Haus nach Chan Yunis zurückkehren kann. Unterschlupf finden sie in Rafah erst in einem Haus mit vielen anderen Flüchtlingen, später dann in einem Zelt. Hunderttausende Menschen harren wie sie dort aus.

Sie schreibt, wie „unbeschreiblich schlimm“ die Lage ist:

„Ich hatte gar nichts zu essen, meine kleine Tochter hat vor Hunger die ganze Zeit geweint, dann haben uns gute Menschen hier was zu essen gegeben. Ich bin am Ende, ich kann wirklich nicht mehr mit ansehen, wie meine Kinder leiden.“ (11. Dezember 2023)

Im Februar dann, im neuen Jahr, verdichten sich die Gerüchte, dass Israels Truppen nun auch das letzte Rückzugsgebiet der Hamas in Rafah einnehmen wollen. Nor Abu Khater ist verzweifelt.

„Ich weiß nicht, wohin ich jetzt flüchten soll, wie ich das, was ich noch habe, tragen soll, obwohl ich alles verloren habe. Nicht mal einen zweiten Anzug hat jeder von uns, aber unsere Decken, Matratzen und Dosen zum Essen muss ich tragen.“ (20. Februar 2024)

Sie bleibt mit ihren Kindern dann doch in Rafah, aus Mangel an Alternativen, aus Angst, dass es anderswo noch schlimmer kommen könnte. Im Winter ist es in den Zelten kalt und feucht, Krankheiten breiten sich aus.

„Habe mich seit Langem nicht gemeldet, weil ich und meine Kinder an einer Leberinfektion leiden.“ (27. März 2024)

Grund dafür ist das verschmutzte Trinkwasser, das im Gazastreifen zu einer Welle von Hepatitis-Fällen führt. Auch Krätze, Masern, Mumps und Meningitis breiten sich aus, später kommt noch das Poliovirus dazu. Schon im Februar hatte die Weltgesundheitsorganisation WHO gewarnt, dass im Gazastreifen am Ende mehr Menschen durch Krankheiten als durch den Krieg sterben könnten.

Nor Abu Khater selbst leidet seit Langem schon an den Augen. Sie sieht immer schlechter und hat Angst zu erblinden. Nach langer Wartezeit hatte sie noch vor dem Krieg einen OP-Termin zugesagt bekommen für Dezember.

„Leider ist mein Augenarzt nach Amerika geflüchtet, einen anderen guten Arzt finde ich zurzeit nicht. Alles Schlimme ist auf einmal gekommen. Kann wirklich nicht mehr, bin körperlich, seelisch am Ende und die größte Sorge sind meine Kinder. Hoffe, dass dieses Elend bald ein Ende hat.“ (9. April)

Ein Ende aber ist nicht abzusehen, der Krieg zieht immer weitere Kreise. Zwei Tage zuvor, am 7. April, hatte Israels Armee zwar offiziell das Ende der Kämpfe in Chan Yunis erklärt, die Hamas-Einheiten dort seien zerrieben worden. Der Rückzug der Truppen jedoch, so heißt es, sei lediglich eine „Umgruppierung“. Die Kämpfe verlagern sich also nur, von Chan Yunis nach Rafah. Die ganze Welt warnt eindringlich vor einem Einmarsch in Rafah, wo inzwischen 1,5 Millionen Menschen Zuflucht gesucht haben. Doch Israels Führung beharrt darauf, in diesen Kampf zu ziehen, um die vermeintlich letzte Brigade der Hamas zu besiegen. Am 6. Mai beginnt die Bodenoffensive in Rafah. Die Flüchtlinge werden von der israelischen Armee aufgerufen, sich in das als „sichere Zufluchtsstätte“ ausgewiesene Gebiet Al-Mawasi zu begeben.

Nor Abu Khater und ihre Familie fragen sich, ob eine Rückkehr nach Hause nun möglich, ob sie sicher ist.

„Ich habe erst vor ein paar Stunden erfahren, dass Menschen nach Chan Yunis zurückgekehrt sind, aber ich und viele andere hier fragen uns, wer die Erlaubnis gegeben hat und ob das wahr ist oder Gerüchte sind.“ (9. April)

Sie ist vorsichtig, sie bleiben zunächst im Zeltlager von Rafah. Am 22. April schreibt sie: „Ich werde erst dann zurückkehren, wenn es Wasser gibt.“ Zugleich hat sie Angst, zurückzugehen. Sie will darauf warten, dass das israelische Militär eine offizielle „Erlaubnis zur Rückkehr von Zivilisten“ gibt.

Anfang Mai schließlich, unmittelbar vor dem israelischen Einmarsch in Rafah, kündigt sie an, am nächsten Tag aufzubrechen:

„Ich werde morgen zurück nach Chan Yunis kehren, mir wurde gesagt, dass heute die Wasserleitungen repariert worden sind, es wird noch lange dauern, bis es Internet dort gibt, ich hoffe aber, dass man anrufen kann.“ (4. Mai)

Zurück nach Hause, nach fünf Monaten auf der Flucht.

„Die Wohnung meiner Eltern ist leider zerstört, wir alle leben in der Wohnung von meinem Bruder, Gott sei Dank besser als ein Zelt, aber wie lange, das weiß niemand.“ (16. Mai)

Wenig später schickt sie zwei Videos. Das eine zeigt die Verwüstungen im Elternhaus, ausgelöst durch Bomben, die in der Nachbarschaft explodiert sind. Zu sehen sind eingerissene Mauern, Schuttberge und zertrümmerte Möbel auf den Fußböden, Fensterhöhlen ohne Rahmen und Glas.

Das zweite Video ist aufgenommen vom Dach ihres Hauses. Der Blick geht über ein Trümmerfeld, das einmal ein dicht besiedeltes Wohngebiet war. Zerschossene Fassaden ragen in den Himmel. Tiefe Krater wurden in den Boden gebombt. Zwischen den Ruinen laufen einzelne Menschen umher wie aufgeschreckte Ameisen.

„Es sieht in Wirklichkeit noch schlimmer aus als auf den Bildern.“

Als Flüchtlinge im Zelt konnten sie noch von der Rückkehr ins eigene Zuhause träumen. Doch woran soll man sich noch festhalten, wenn das Zuhause in Trümmern liegt? Nor Abu Khater sieht schon länger nur noch einen Ausweg: Sie will raus, weg aus Gaza.

Der einzige Weg führt über Ägypten. Über den Grenzposten Rafah konnten seit Kriegsbeginn immer wieder Palästinenser aus dem Gazastreifen ausreisen: Schwerverletzte und Kranke, die dringend Behandlung im Ausland brauchten, dazu noch Menschen mit ausländischen Pässen – und dann noch solche, die genug Geld hatten, um Mittelsmänner einzuschalten und Zöllner zu schmieren.

„Ich habe dieses Programm auf Facebook gefunden (GoFundMe), das Spenden für Menschen sammelt, die notwendige Hilfe brauchen. Ich brauche dringend diese Spende, weil ich aus Gaza flüchten möchte, und die Ägypter verlangen, wie du weißt, von jeder Person wenigstens 5000 Dollar. Ich möchte mit meiner Familie flüchten, weil ich hier nicht mehr leben kann. Unser Haus wurde halb bombardiert, Schulen für meine Kinder gibt's nicht, keine Krankenhäuser usw.“ (1. Mai)

Und sie schreibt:

„Ich denke jeden Tag, dass heute mein letzter Tag ist.“

Das Internet ist voll mit Berichten von Palästinensern, die mit Hilfe von „GoFundMe“ – beworben als „führende Crowdfunding-Plattform“ – genug Geld sammeln konnten für die Flucht aus Gaza. Doch in Ägypten sind diese Flüchtlinge nicht willkommen, für die meisten ist es eine Sackgasse. Nor Abu Khater aber weiß, wo sie am liebsten hin will: nach Deutschland, wo sie aufgewachsen ist, wo sie die Sprache spricht, wo sie glücklich und in Frieden gelebt hat.

Über Whatsapp schickt sie Fotos von Unterlagen, die sie aus den Trümmern zieht. Sie schickt alles, was sie noch finden kann: Den rosafarbenen deutschen Führerschein des Vaters, ausgestellt von der Stadt Münster unter der Nummer A247/91, „Gültigkeit unbefristet“. Die Geburtsurkunde der Schwester Nasrun, zur Welt gekommen am 9. September 1991 um 4.58 Uhr im Clemenshospital zu Münster.

Doch für die deutschen Behörden sind ihre Jahre in Münster kein Kriterium für eine Einreiseerlaubnis. Die Suche nach einem legalen Weg führt ins Gestrüpp der Paragraphen. Eine Anfrage bei der deutschen Botschaft in Kairo bleibt unbeantwortet. Nor Abu Khater sitzt mit ihren drei Kindern im Bombenhagel von Gaza fest und nirgends ist Rettung in Sicht.

„Ich bin einfach enttäuscht, dass es nicht geklappt hat, obwohl ich die Hoffnung hatte, dass es klappen würde wegen dem Krieg in Gaza. Geht es denn überhaupt nicht, wenn sie Besuchervisa für uns alle machen, und dann würde ich von dort aus nach Neuseeland oder Irland reisen oder irgendwo,

wo man Englisch sprechen kann, damit das für uns nicht schwierig wird? (...) Ich weiß nicht, warum alle Türen plötzlich vor meinem Gesicht geschlossen werden.“ (24. Juni)

Die Leberinfektion begleitet Nor Abu Khater und ihre Kinder noch immer, seit Monaten, Medikamente sind nicht zu bekommen. Besonders schlimm erwischt es die Tochter Haya, 15 Jahre.

„Sie wird nicht gesund, sie liegt die meiste Zeit auf der Matratze und kann schwer laufen. Ich war heute im Krankenhaus, morgen muss ich wieder zum Krankenhaus und weiß nicht, weiß ich tun soll, wegen der Notlage gibt es so gut wie keine gute Behandlung. Wir haben alle diese Krankheit, aber uns geht's besser als Haya.“ (24. Juni)

Eine knappe Woche später schreibt sie, dass Haya nicht mehr essen könne, dass sie „ganz gelbe Augen und Haut“ habe. „Ich renne fast jeden Tag von einem Krankenhaus zum anderen und bete, dass sie gesund wird.“

In ihrer Verzweiflung fasst sie immer neue Ziele ins Auge, dabei ist inzwischen auch der Übergang Rafah nach Ägypten dicht, nachdem die Israelis das Grenzgebiet im Mai unter ihre Kontrolle gebracht hatten. „Ob man nach Indonesien ohne Probleme reisen kann?“, fragt sie am 30. Juni.

„Wenn es sogar nach Somalia sein müsste, Hauptsache, dass ich keine Bombardierung höre, weil ich nicht mehr kann“, schreibt sie später einmal.

Doch Gaza bleibt ihr Gefängnis, und nirgends sind sie dort sicher. Bald schon brechen die Bodenkämpfe in Chan Yunis wieder los.

„Wir mussten wieder unsere Gebiete verlassen, und als wir die Nachricht erfahren haben, war es am späten Abend. (...) Es waren wirklich Hunderttausende Menschen, Alte, die mir leidgetan haben, die kaum laufen konnten, und kleine Kinder wie meine Töchter, die am Weinen waren, weil wir zu Fuß gelaufen sind, bis wir einen sicheren Platz gefunden haben. (...) Es gab keine Fahrmöglichkeit, Karren und Autos wollten Tausende Schekel als Lohn, volle Ausnutzung. Es ist unbeschreiblich schlimm, was mit uns abgeht.“ (5. Juli)

Sie schickt zwei kurze Videos von der Flucht. Man sieht sie mit der Zehnjährigen Lara, beide mit einem kleinen Rucksack auf dem Rücken und Plastiktüten in der Hand. Langsam und schweigend laufen sie durch die Nacht. Man hört ihre Schritte auf dem Boden knarzen und im Hintergrund das Stakkato von Schüssen.

Nach ein paar Tagen können sie wieder zurückkehren nach Chan Yunis, aber dies wird nicht die letzte Flucht bleiben vor den israelischen Truppen.

„Wir wurden wieder von unserer Stelle verscheucht, und diesmal war es noch schlimmer als das vorige Mal. Die haben uns keine Chance gegeben, unsere Sachen mitzunehmen. (...) Die haben direkt angefangen, auf uns zu schießen und zu bombardieren, wir sind wirklich nur durch ein Wunder entkommen.“ (29. Juli)

Wenig später, Anfang August, schreibt sie von ihrer Cousine, taub und schwerbehindert, die weniger Glück hatte.

„Sie hört natürlich nicht, dass draußen geschossen und bombardiert wird, nur ein paar Schritte ist sie gelaufen, und wurde in den Kopf geschossen. Es wollten zwei Männer sie retten und wurden leider auch neben ihr erschossen. Ihre Leichen lagen zehn Tage in der tödlichen Hitze auf der Straße, bis sie verwesten. Ich habe diese Nachricht erst eine Woche nach ihrem Tod erhalten, seitdem

weine ich ohne Pause. (...) Ich frage mich die ganze Zeit, ob sie gelitten hat oder sofort starb.“ (5. August)

„Fünfmal in weniger als zwei Monaten“, so schreibt sie am 8. September aus Chan Yunis, habe sie von einem Ort zum anderen flüchten müssen. Sie schickt Fotos von neuen Zerstörungen am Elternhaus, davon, wie sie mit ihren Töchtern aufräumt in diesem Chaos. Und sie bedankt sich am 10. September dafür, dass man sich um sie sorgt. „Das gibt mir das Gefühl, dass wir es doch noch verdienen zu leben, weil ich manchmal denke, dass wir von der ganzen Welt gehasst werden“, schreibt sie.

„Das ist unfair, dass die Unschuldigen auch damit bezahlen müssen.“

Die Welt schaut gerade auf die Auseinandersetzung mit der Hisbollah in Libanon und mit Iran. Das Leiden in Gaza aber dauert an. Nur Abu Khater meldet sich weiter alle paar Tage, soweit es die Lage und das Internet erlauben. Sie berichtet vom sechsstöckigen Haus in ihrer Nachbarschaft, das bombardiert und dem Boden gleichgemacht wurde nach einer Vorwarnung der israelischen Armee, weshalb sie die Nacht „auf der Straße“ verbrachte. Nach ihrer Heimkehr am 14. September schreibt sie:

„Außer, dass die Wohnung ein bisschen zerstört wurde, ist alles in Ordnung.“

Die vorerst letzte Nachricht stammt vom 28. September. Da schreibt sie von einer neuen Flucht aus dem Elternhaus, von einem Zelt, in dem sie nun wieder mit den Kindern lebt. Danach bleibt es still, und im Chat steht unter ihrem Namen die Zeile: „zul. online Sa. um 19:06“.

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München A125650181
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über [www.sz-syndication2
content.de](http://www.sz-syndication2.content.de)
